Die Zeit
15. Juni 1918

Feuilleton.

Platzmusik hinter der Front.

x-te Division, Ende Mai 1918.

Ein kleines Städtchen der Provincia di Belluno; einige Kilometer von jenem Berge, auf dem sich Kämpfe von schwerster Wucht und entscheidender Bedeutung abspielen. Hier stehen Reserven bereit, Truppen, von der Stellung kommend, finden hier Rast und Erholung, eine Divisionssanitätskolonne nimmt Verwundete und Kranke auf. Die Häuser sind verwittert, verfallen und zerschossen; die flachen Dächer oft von Geschossen zertrümmert. In den leeren Fensterhöhlen wohnt das Grauen. Auf den Mauern findet man manchmal alte Heiligenbilder, in mittelalterlicher Steifheit gemalt, wie man sie in allen kleinen italienischen Städten sieht, etwa eine Madonna, auf der Mondsichel stehend, von einer Schlange umringelt, darunter. Die Straßen sind eng und voll Kot. Ueber den kleinen dreieckigen Platz des Städtchens ziehen tagsüber die Truppen, die Sturmhaube auf dem Kopfe, noch erschöpft von den Anstrengungen; gehen Trains, schaffen Wagen und Autos Verwundete von der Divisionssanitätsanstalt nach rückwärts. Ueber ihm spannt sich der Himmel, selig blau und ewig wolkenlos, der Himmel Italiens. Frauen, in deren Gesichtern noch Spuren der früheren Schönheit der Italienerin zu sehen sind, tragen Wasser in zwei Eimern, die durch eine über die Schultern gelegte Stange verbunden sind, und Kinder spielen sorglos. Die nahen Berge, widerhallend vom Geschützdonner, sehen auf Weingärten herab, die friedlich gepflegt werden, als gebe es nicht Tod und Grauen in nächster Nähe.

Dieser Platz nun bietet ein paarmal in der Woche ein besonderes Schauspiel: da spielt die Kapelle des Regiments, das oben in der Stellung ist, auf. Die Musiker stellen sich in einem Kreise auf; der Feldwebel, der als Dirigent fungiert, steht mit napoleonesker Würde in der Mitte; ihm zu Füßen lagert sich behaglich ein Hund in der Sonne. Der Herr des Hundes ist bei unserem Einzug geflüchtet, ließ das Tier zurück, und nun ist es, über alle nationalen Bedenken sich hinwegsetzend, zu uns übergegangen. Die Soldaten haben sich auf recht einfache Art Notenpulte hergerichtet: einige schmale Latten, durch Draht oder Spagat zusammengehalten, reichen hin, um das Notenblatt daraufzulegen.

In einiger Entfernung von den Musikern placieren sich die Zuhörer. Offiziere haben sich auf die steinernen Bänke im Schatten der Häuser gesetzt, Soldaten sind zu zwanglosen Gruppen vereinigt. Aus den Fenstern, die keine Scheiben haben, und von den schmalen Holzveranden neigen sich die Frauen; ihr schwarzes Haar fällt wirr und ungekämmt über die Stirn, und ihre Augen leuchten in Erwartung. Gassenjungen, zerlumpt und frech, stehen, die Hände in den Hosentaschen, barfuß und breitspurig da, lüstern nach Zigarettenstummeln Ausschau haltend.

Da hebt der Feldwebel den Taktstock. Eine kleine, erwartungsvolle Pause, jener zu vergleichen, bevor der Vorhang aufgeht und von der Theodor Herzl, früh desillusioniert, einmal schrieb, sie sei das Schönste im ganzen Theater. Dann setzen die Bläser ein, die Flöte folgt und die Trompete ertönt. Es ist ja recht gleichgültig, was die Musik da spielt, und für unseren gegenwärtigen Geschmack, der keineswegs verwöhnt ist, macht es auch nichts aus, wenn einmal ein Patzer unterläuft. Man geht darüber nachsichtig und ohne Schadenfreude lächelnd hinweg. Wir freuen uns nur alle, wieder hier Musik zu hören, und fast ist es uns gleich, ob sie aus „Carmen" oder — horribile dictu — aus dem letzten Operettenschlager ist.

Jeder, der den Eindruck der Musik auf den Gesichtern der Zuhörer studiert, wird das verstehen. Die Verwundeten und Kranken, die vom Balkon des Hauses, auf dem die Rote Kreuzfahne weht, sich hinabbeugen, und die ermüdeten Sturmtruppen, sie genießen ja die Musik nicht, sie saugen sie ein, sie klammern sich mit allen Sinnen an ihr fest, umfassen sie mit beispielloser Innigkeit. Sie sprengt mit leichter Hand langverschlossene Tore, ist wie ein Grüßen von einem anderen Ufer — unser Reich bleibt von dieser Welt. Mit Egmont möchte man sprechen. Schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins! Ein Aufatmen ist in allen diesen Menschen, eine freudige Gewißheit, wieder atmen zu dürfen im rosigen Licht. Denn da droben, wo man nur das Sausen und Einschlagen der Geschosse, den Aufschrei der Getroffenen und das Röcheln der Sterbenden hörte, da droben aber war's fürchterlich.

Es ist kein alltägliches Schauspiel, das sich hier bietet. Wie die Leute dastehen und dasitzen, die Kleider noch bedeckt vom Staub des Marsches, auf die Bergstöcke gestützt, den ersten Verband noch über Kopf oder Glieder — die harte Not hat jedem einzelnen mit unverwischbarem Zeichen und ehernem Griffel die Spuren des kürzlich Erlebten ins Gesicht geschrieben: ich komme vom Gebirge her. Von dort, wo jetzt der Kanonendonner langsam vergrollt, kommen sie alle, haben Schwerstes, Unvergeßbares erlebt und erlitten; noch ist in ihnen ein Nachzittern dieses Entsetzlichen. Wunderbar nun, wie sich die Hand, die mit hartem Griff das Gewehr umklammert hält, allmählich lockert, wenn die ersten Takte erklingen, die Finger loser werden, die Muskeln sich entspannen. Die Züge um Mund und Nase werden weicher, nachgiebiger, die harten Linien glätten sich: ein wahres Menschenantlitz trägt nun jeder, voll Güte und Leid. Es ist wie die Lösung aus einem langen, unbegreiflich schweren Krampf. Wie der Abglanz und die Erinnerung eines besseren Seins liegt es nun auf den gebräunten Stirnen, die sich im scheidenden Abendlicht senken: Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück.

Jetzt hat das Stück ein Ende. Kein Beifallszeichen ertönt, aber wir sind alle schweigend ergriffen, als hätte sich ein Schleier gelüftet, ein Vorhang gehoben, der Blick sich in ein weites, gelobtes Land eröffnet. Denn dies ist